



Predigt

von Erzbischof Dr. Robert Zollitsch

am Hochfest des Leibes und Blutes Christi – Fronleichnam

am 7. Juni 2012, Münster ULF Freiburg

Ex 24,3-8; Hebr 9,11-15; Mk 14,12-16.22-26

Von Gott gestärkt Kirche gestalten und Gesellschaft prägen

Liebe zur Feier des Fronleichnamsfestes versammelte Schwestern und Brüder!

„Wohin ist Gott?“ – unter dieser Leitfrage beschäftigte sich vergangene Woche ein großer wissenschaftlicher Kongress in Schönstätt intensiv mit dem Thema der Gotteserfahrung in einer säkularen Gesellschaft: Wie können wir in einer weitgehend technisierten Welt Gott erfahren? Aus ganz unterschiedlichen Perspektiven – der Theologie, der Philosophie, der Psychologie und Soziologie – haben wir versucht, Antworten zu finden auf die Frage: Wo ist Gott heute zu Beginn des 3. Jahrtausends zu finden? Wo und wie sind seine Spuren – auch für nichtreligiöse Zeitgenossen – im Alltag zu entdecken?

Einen entscheidenden Hinweis gibt uns das heutige Fest. Wir brechen auf und ziehen hinaus mitten in die säkulare Gesellschaft, durch die Straßen und auf die öffentlichen Plätze unserer Stadt. Und wir tragen dabei ein zentrales Symbol: die Monstranz. Sie ist ein ausgesprochen kostbarer Gegenstand aus den edelsten Materialien. Das Wertvollste der Monstranz ist aber nicht ihr Gold, sind nicht ihre Edelsteine. Es ist das kleine Stück Brot in der Mitte, das die größte Bedeutung hat. Aller künstlerische Aufwand, alle Kunstfertigkeit, mit der die Monstranz gestaltet wurde, dient nur zu einem: dieses kleine Stück Brot den Menschen zu zeigen. Was für eine ungeheure Symbolik und Aussagekraft! Wir müssen uns dies einmal so vor Augen führen, als würden wir all das zum ersten Mal sehen mit den Augen eines Menschen, dem der religiöse, der theologische Hintergrund nicht vertraut ist: Kostbare Gewänder, Gold, Edelsteine – und im Mittelpunkt nichts anderes als ein Stückchen Brot. Ein Stück Brot, das leicht zu übersehen ist. Und in diesem Stückchen Brot, so sagt es uns unser Glaube, ist Gott gegenwärtig. Dieses eucharistische Brot sagt unmissverständlich, dass wir Christen einen Gott verehren, der sich zeigt, wo es keiner erwartet hätte: Im Stall von Bethlehem, in der Werkstatt in Nazareth, bei einfachen Fischern in Galiläa bis hin zum Kreuz und heute im Stückchen Brot.

Ist das nicht eine entscheidende Antwort auf unsere Frage: Wo ist Gotteserfahrung möglich? Wo sind seine Spuren in unserem Alltag zu entdecken? Gott, der in Jesus Christus Mensch, und damit einer von uns, geworden ist, zeigt sich auch heute, wo wir ihn vielleicht nicht erwarten würden: in unseren Schulen, an unserem Arbeitsplatz, in den Krankenhäusern und Forschungseinrichtungen; wenn wir unterwegs sind oder in Sitzungen über die Zukunft unserer Städte und Gemeinden, ja

unserer Gesellschaft beraten. Entscheidend ist, dass wir sensibel genug sind für seine Gegenwart und Nähe, dass wir gerade auch in schwierigen Situationen den Mut haben zu fragen: Was will Gott mir sagen?

Liebe Schwestern, liebe Brüder, es gibt keinen Ort, an dem Gott nicht in unserer Mitte wäre; wo er nicht der Schatz wäre, den wir in unserem Leben durch alle Straßen und in alle Häuser tragen, in die wir gehen! Darum wusste der unvergessliche Papst Johannes XXIII. nur zu gut, als er vor fünfzig Jahren das Zweite Vatikanische Konzil eröffnete. In seiner Eröffnungsansprache mahnte er eindringlich all diejenigen, die – so heißt es wörtlich – *„in den modernen Zeiten nur Unrecht und Niedergang sehen. Sie sagen ständig, unsere Zeit habe sich im Vergleich zur Vergangenheit dauernd zum Schlechteren gewandelt. [...] Doch wir können diesen Unglückspropheten nicht zustimmen, wenn sie nur unheilvolle Ereignisse vorhersagen.“* Der selige Papst Johannes XXIII. wusste nicht nur gut um Probleme und Herausforderungen in dieser Welt; er verstand es vor allem auch, Mut zu machen, um die gesellschaftlichen Umbrüche aktiv und konstruktiv anzugehen; sich den Herausforderungen – gestärkt durch den Glauben an Gott – engagiert zu stellen, statt zu klagen oder die Welt sogar schlecht zu reden. Deshalb ermunterte er die Konzilsväter mit den couragierten Worten: *„Wir müssen uns vielmehr mutig und ohne Furcht an das Werk machen, das unsere Zeiten erfordert. So führen wir den Weg weiter, den die Kirche seit zwanzig Jahrhunderten geht.“* Das war damals die richtige Zeitansage, das ist sie im dankbaren Rückblick nach fünfzig Jahren auf den Beginn des Konzils auch heute. Wir sind eingeladen, Kirche zu gestalten und die Gesellschaft im Geist Jesu Christi zu prägen. Uns ist es aufgetragen, unseren christlichen Glauben im Hier und Heute in kritischer Zeitgenossenschaft zu bezeugen und überzeugend zu leben.

Liebe Schwestern, liebe Brüder, wir alle wissen nur zu gut: Unsere Kirche in Deutschland steht vor so manchen Herausforderungen. Unsere Kirche in Deutschland ist zugleich auch geprägt von vielen Aktivitäten und zahlreichen ehrenamtlich tätigen Gläubigen. Das weiß ich zu schätzen und dafür bin ich von Herzen dankbar. Wir mühen uns um die Weitergabe des Glaubens; wir leisten Unterstützung von Mensch zu Mensch, nicht zuletzt durch die Dienste der Caritas und ihrer Einrichtungen. Doch wir erleben auch, wie die Zahl der Gläubigen und der regelmäßigen Besucher unserer Sonntagsgottesdienste zurückgeht. Wir erleben, wie viele Menschen nach Gott suchen, aber bei uns anscheinend keine Antwort finden. Wir müssen zusehen, wie Werte, die unsere Gesellschaft bisher trugen, in Gefahr sind, zu zerbrechen und zu verschwinden. Dieser Wandel wird weiter gehen. Darauf müssen wir uns sachlich und nüchtern einstellen.

Wie viel Gottvertrauen braucht es in solchen Situationen, damit ich sagen kann: *„Wir müssen uns mutig und ohne Furcht ans Werk machen“!* Ich baue mit an der Zukunft und verbaue nicht meine Zukunft und die der anderen! Wir haben uns unsere Zeit nicht gesucht und sie nicht gemacht. Doch als Christen dürfen wir eines nicht vergessen: Gott hat uns in diese Zeit hineingestellt. Gott hat damit etwas vor und fordert uns neu heraus; er will, dass wir hier und heute zu Boten des Evangeliums werden; dass wir heute Mittel und Wege finden, eine anziehende missionarische Kirche zu sein, die andere neugierig macht und in die Nachfolge Jesu Christi führt. Es hilft nicht, dem Alten nachzutruern und nostalgisch an dem hängen zu bleiben, was gestern war. Das ist verlorene Liebesmüh und vergeudete Zeit. Es ist vielmehr Zeit, uns unserer eigenen Gottesbeziehung zu vergewissern, uns selbst vertieft auf Gott einzulassen; ihn in unser Leben und Zusammenleben hereinzulassen.

Denn Fronleichnam sagt uns: Jesus Christus ist bei uns, er selbst ist es, der uns stärkt und kräftigt für den Alltag. Wir spüren: Alle Sättigkeit im direkten wie im übertragenen Sinn, die mit Sättigung an Lebensmitteln und einer Überfülle an Gebrauchsgegenständen und Information zu tun hat, greift zu kurz. Irgendwann kommt ein jeder und eine jede von uns an den Punkt, wo wir erkennen: Auch wenn wir noch so Vieles besitzen, so können wir doch das Entscheidende nicht selbst machen. Wir können Liebe und Zuwendung nicht kaufen. Wir können Hoffnung, Freude und Freundschaft nicht selbst herstellen. Ohne Hoffnung und Liebe gehen Menschen zugrunde; ohne Hoffnung und Liebe können wir genauso wenig überleben wie ohne die tägliche Nahrung.

Auf dem Höhepunkt jeder Eucharistiefeier, liebe Schwestern, liebe Brüder, hören wir: „*Nehmet und esset alle davon: Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird*“. Jesus selbst wird für uns zur Speise. Er ist es, der den eigentlichen Hunger zu stillen vermag, der in den Tiefen eines jeden Menschen wohnt: Unser Verlangen nach Sinn; unser Grundbedürfnis angenommen zu sein, so wie wir sind; unsere Sehnsucht nach Liebe. Jesu Leben und Sterben, sein Evangelium ist so angefüllt mit Sinn, so sinn-voll, dass es förmlich überfließt und alle, die auf ihn hören, die ihm nachfolgen, davon erfüllt. Das eucharistische Brot essen bedeutet, tief im Inneren mit Jesus eins werden; eine neue Lebensgrundlage, eine neue Kraftquelle zu erhalten und aus ihm, gleichsam unserem „Grund-Nahrungsmittel“, zu leben. Das müssen wir uns immer wieder neu ins Bewusstsein rufen. Denn der Staub der Gewöhnung kann auch über der Heiligen Messe liegen. In der Eucharistie werden nicht nur Brot und Wein verwandelt; nein durch den Empfang von Leib und Blut Christi sollen auch wir verwandelt werden. Das ist kein Automatismus, der von selbst funktioniert. Es gibt eine notwendige Voraussetzung: Unsere Sehnsucht danach und unsere Offenheit dafür, unsere persönliche Bereitschaft, uns verwandeln zu lassen. Dann kann Wandlung geschehen hin zu einem Leben in den Spuren Jesu Christi: Vom Egoismus zur Nächstenliebe, von Neid und Missgunst zu Wohlwollen und Zuwendung, vom Jammern zum Danken, vom „Ich“ zum „Du“ und zum „Wir“.

Ganz bewusst erinnert die erste Lesung, die wir gehört haben, daran, dass die Israeliten Mut und Zuversicht schöpfen, weil sie sich ganz und gar auf Gott einlassen. So heißt es denn auch gleich zweimal in diesem kurzen Text, „*Alles, was der Herr gesagt hat, wollen wir tun*“ (Ex 24,3.7). Israel ist sich dessen stets bewusst, dass es die von vielen Gefahren bedrohte Wanderung durch die Wüste nicht aus eigener Kraft schafft. Auf sich allein gestellt, verlieren sie die Orientierung und den Mut; wollen sie lieber zurück in die Sklaverei, an die Fleischtöpfe Israels, statt in die Freiheit. Wir Menschen sind angewiesen auf das, was Gott uns schenkt; wir sind angewiesen, auf seine Kraft und Stärke für unseren Lebensweg. Er schenkt uns den Mut, auch den Zumutungen des Lebens nicht auszuweichen. Das heißt, an Gott zu glauben.

Aus dieser Kraft und Stärke lebte auch der Jesuitenpater Alfred Delp, der in Mannheim geboren und dessen wir bei Katholikentag eigens gedacht haben. Sein kraftvolles Wirken, auch seine sozialen und politischen Gedanken, so etwa die „dritte Idee“, die einen sozialen Weg jenseits von Kapitalismus und Marxismus weisen sollte, entsprang seinem tiefen Glauben und seiner unbestechlichen Beurteilung der Zeit, die er so beschrieb: „*Wir sind ja alle vom Geist dieser Zeit besessen, der so durchaus überzeugt ist von sich selbst und betrunken von sich selbst und sich alles zutraut und gar nichts mehr weiß vom gebeugten Knie und vom offenen Herzen und vom hörenden Geist.*“ Dieser Gottesferne des neuzeitlichen Menschen, der sich selbst überschätzt und meint, ohne Gott leben zu können, begegnen wir Christen mit einem „werbenden Dasein“ für das Evangelium. Wir haben es nicht nötig, in die Defensive zu gehen, sondern haben den Mut, – wie heute – täglich

neu hinauszugehen auf die Straßen, vor die Kirchtüren, missionarisch zu wirken und Menschen für das Evangelium anzusprechen und zu gewinnen. Alfred Delp erinnert daran: *„Die Menschen, die uns begegnen, müssen spüren, dass wir erlöste Menschen von heute sind.“* „... *Man muss spüren, dass wir in der Zeit Träger der Verheißungen und Gnaden sind, dass es uns gar nicht darauf ankommt, um jeden Preis ein paar Lebenstage länger da zu sein, dass es uns aber wohl darauf ankommt, um jeden Preis so zu sein, wie wir sind.“*

Hier wird eine Wert- und Lebensordnung sichtbar, die Gott unverrückbar in die Mitte stellt und den Menschen mit einem Glück erfüllt, das ihm keine Macht der Welt geben und auch keine Macht der Welt nehmen kann. Hier finden wir die entscheidende Antwort auf die Frage „Wo ist Gotteserfahrung im säkularen Zeitalter möglich?“ Dort, wo Menschen in uns und durch uns die Liebe Gottes erfahren und in uns der Hoffnung begegnen, die über diese Welt hinausweist. Jede Gemeinschaft, jede Gesellschaft, jede Stadt und Gemeinde lebt vom Miteinander und Füreinander, von der Solidarität und der Hoffnung, die uns die Botschaft des Evangeliums ans Herz legt. An uns liegt es, alles zu tun, dass die Schere in unserer Gesellschaft nicht weiter auseinander geht, weil allzu Viele nur an sich und kaum an die anderen denken. Eine Gesellschaft, die denen nicht aufhilft, die aus eigener Kraft nicht durchs Leben gehen können, und eine Weltordnung, die eigensüchtig unter Wenigen aufteilt, was Gott in Liebe für alle Menschen geschenkt hat, werden zerbrechen. Darum können und dürfen wir uns nicht damit abfinden, dass die Güter der Erde den einen vorenthalten werden und anderen zur Mehrung von Reichtum und Einfluss dienen. Darum braucht es auch in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft den Mut, sich für Solidarität und Gerechtigkeit, ja mehr noch: sich für die Würde eines jeden Menschen stark zu machen und für den Schutz des menschlichen Lebens in all seinen Phasen einzutreten.

Liebe Schwestern und Brüder! Ich schätze das Fronleichnamfest sehr: Es ist im Tiefsten ein Fest der überraschenden, unerwarteten Gegenwart Gottes. Ein Fest, das Gemeinschaft stiftet und eint. Und damit ist es ein Fest des Lebens: Die Mitte ist die Gegenwart Gottes, uneinholbar, immer neu und überraschend. Es lädt uns ein, zu staunen und uns ergreifen zu lassen von Gottes Geist, der uns auf so überraschende Art und Weise seine Gegenwart schenkt; oftmals gerade dann, wenn wir nicht mit seinem Wirken rechnen. Wenn wir hier im Münster Gottesdienst feiern und wenn wir nachher durch die Straßen unserer Stadt ziehen, bezeugen wir, dass wir aus der Kraft Gottes leben, dass wir in allen Situationen unseres Alltags seiner Gegenwart nachspüren. Unsere Prozession mit der Monstranz in der Mitte ist unser dankbares Bekenntnis zu diesem Mensch gewordenen und damit so menschlichen Gott; sie ist Ausdruck unserer Freude, dass Gott bei uns und in uns ist, dass er uns stärkt und uns ermutigt, auch andere sensibel werden zu lassen für seine Liebe und Nähe im Hier und Heute. Machen wir uns mutig und ohne Furcht an das Werk, zu dem uns unsere Zeit herausfordert. So führen wir den Weg weiter, den die Kirche seit zwanzig Jahrhunderten geht. Amen.